

Laure Wyss zum 100.Geburtstag

Klara Obermüller

Es muss 1974 gewesen sein, also kurz vor ihrer Pensionierung, dass ich Laure Wyss zum ersten Mal begegnete: auf der Redaktion des „Tages-Anzeiger-Magazins“, dort, wo sie als Journalistin ihre besten Jahre gehabt hatte. Vom Alter her hätte sie meine Mutter sein können. Vom Beruf her gesehen war sie mein Vorbild. Ich war gekommen, um ihr eine Geschichte vorzuschlagen: eine Geschichte über Kurt Held, den Mann hinter der Roten Zora.

Es hatte mich Mut gekostet, mit ihr Kontakt aufzunehmen und ihr diesen Vorschlag zu machen. Laure Wyss war eine Autorität. Und als ich ihr dann gegenüber stand, sie hinter ihrem grossen Schreibtisch und ich davor, da wirkte sie auf mich einfach nur imponierend und, ja, auch ein wenig einschüchternd. Dass diese grossgewachsene Frau mit der markanten Hornbrille und der dunklen Stimme auch ganz anders sein konnte, verunsichert, voller Selbstzweifel und dunklen Gedanken, das erfuhr ich erst Jahre später.

Vorerst war ich einfach nur stolz, dass sie mich wahrnahm und mit meinem Vorschlag etwas anfangen konnte. Die Geschichte über Kurt Held ist im „Tages-Anzeiger-Magazin“ erschienen und später auch noch eine zweite über den Liedersänger Ernst Busch. Solche unzeitgemässen, politisch eindeutig positionierten Texte waren damals im „Magazin“ möglich. Laure Wyss war wesentlich dafür verantwortlich, dass es so war.

1975, im Alter von 62 Jahren, wurde Laure Wyss in Pension geschickt. Unser Kontakt brach ab. Er war rein beruflicher Natur gewesen, und ich sah keine Möglichkeit, den Faden wieder aufzunehmen. Bis 1978, als nach den „Frauenprotokollen“ ihr zweites, nun nicht mehr journalistisch zu nennendes Buch erschien: „Mutters Geburtstag“. Da sie im selben Jahr auch ihren 65. Geburtstag feierte, kam die Redaktion der Zeitschrift „Femina“ auf die Idee, mich zu ihr zu schicken und mich ein Porträt über sie schreiben zu lassen. So kam ich zum ersten Mal an die Winkelwiese 6. So lernte ich Laure Wyss kennen – wie sie wirklich war, wollte ich jetzt eigentlich sagen, zögere aber ein wenig, weil das in meinen Ohren

noch immer etwas anmassend klingt. Die Lektüre von Barbara Kopps hervorragend recherchierte und einfühlsam geschriebener Biographie bestätigt mir allerdings, dass ich wohl nicht ganz falsch lag, als ich damals die Brüche und Widersprüchlichkeiten im Leben jener Frau wahrnahm, die mir einst als so imponierend und einschüchternd vorgekommen war.

Damals, an jenem Nachmittag des Jahres 1978 begegnete ich einer Frau, die gerade Neuland betreten hatte. „Mutters Geburtstag“ war der Anfang einer jahrelangen literarischen Auseinandersetzung mit sich selbst. Die Journalistin, die ein Leben lang über andere geschrieben hatte, wandte sich der eigenen Biographie zu. Sie lernte im wörtlichen und im übertragenen Sinn „Ich“ zu sagen. Und sie war voller Zweifel und Angst, ob das auch gut gehen würde.

Laure Wyss und ich sind uns an jenem Nachmittag an der Winkelwiese sehr schnell sehr nahe gekommen. Da war nichts mehr von jener Dominanz und jenem Gefälle, das ich bei meinen Besuchen auf der Redaktion des TA-Magazins empfunden hatte. Da waren zwei Frauen – die eine älter, die andere jünger –, die sich auf Augenhöhe miteinander unterhielten. Laure Wyss öffnete sich mir, und ich erkannte staunend die Spuren der Kämpfe, die diese Frau im Laufe ihres Lebens ausgefochten hatte. Ich war beeindruckt von der Schonungslosigkeit, mit der sie sich auf die Suche nach der eigenen Wahrheit begeben hatte. Und ich ahnte auch, was es sie gekostet haben dürfte, nach der Pensionierung, an der Schwelle zum Alter noch einmal zu neuen Ufern aufzubrechen.

Erst heute jedoch, da ich diese Phase des Lebens selbst hinter mir habe und älter bin, als Laure Wyss es damals gewesen war, kann ich ganz ermessen, wie kühn ihr Entschluss gewesen war, nach Beendigung des Erwerbslebens noch einmal einen Neuanfang zu wagen und vom journalistischen zum literarischen Schreiben überzugehen. Wie in vielen anderen Bereichen kommt Laure Wyss auch hier eine Pionierrolle zu, auch wenn sie sich gegen diese Zuschreibung stets ein wenig gewehrt hatte. Aus ihrer Sicht war sie keine Pionierin. Aus ihrer Sicht hatte sie einfach getan, was getan sein musste: sich aus familiären Bindungen gelöst, die vorgespurten Wege verlassen, sich behauptet, als Journalistin in den Männerbastionen Fernsehen und Tageszeitungen, als ledige Mutter und Geliebte verheirateter Männer in der bürgerlichen Gesellschaft. Sie hat es getan, sie hat gesagt und geschrieben, was sie wollte. Was zählte, waren einzig und allein ihre innere Überzeugung und die Qualität dessen, was sie hervorbrachte. Nur darauf

komme es an, nicht auf die Gattung, sagte sie im Interview, das wir soeben gesehen haben. Und daran hat sie sich auch gehalten bei allem, was auf „Mutters Geburtstag“ noch folgte.

Zum Beispiel „Das rote Haus“, von dem in dem Fernseh-Interview die Rede war: eine Text-Collage, kein Roman, der 1982, vier Jahre nach ihrem literarischen Erstling erschienen war. Wieder war das eigene Leben, die Erfahrung mit dem eigenen Älterwerden, die Auseinandersetzung mit den eigenen Erinnerungen, den eigenen Hoffnungen, dem eigenen Schmerz, der Stoff, aus dem die Geschichten gewoben waren.

Ich war eine vergleichsweise junge Frau gewesen, als ich im Auftrag des Schweizer Fernsehens mit Laure Wyss dieses Interview machte. Ich stand am Beginn eines neuen Lebensabschnittes, einer neuen Stelle, einer neuen Ehe. Ich hatte ein Leben vor mir – im Gegensatz zu Laure Wyss, die dabei war, Abschied zu nehmen, Bilanz zu ziehen und sich zu rüsten für das, was man Lebensabend nennt und was der stets Zugriffigen, stets Engagierten so sehr gegen den Strich ging.

Als ich jetzt in der Vorbereitung auf den heutigen Abend Laure Wyss' Bücher wieder las und mir das Interview von damals noch einmal anschaute, realisierte ich, wie vertraut, wie geradezu erschreckend bekannt mir das alles jetzt heute vorkommt.

Das ist das Bemerkenswerte an den journalistischen wie den literarischen Arbeiten von Laure Wyss, dass sie es immer wieder schafft, bei ihren Leserinnen – wie das genau bei den Lesern ist, weiss ich nicht – diesen Wiedererkennungseffekt zu erzeugen. Sie hat jeweils selbst mit einem gewissen Erstaunen erzählt, wie nach Lesungen die Frauen zu ihr kamen und sagten: „Genau so ist es. Genau so ergeht es mir auch.“ Und woher kommt das? Ich denke, es liegt daran, dass Laure Wyss im Grunde stets über sich selbst geschrieben und auch in ihrer journalistischen Arbeit die Themen so gesetzt hat, dass sie sie selbst betrafen. Indem sie von den eigenen Erfahrungen ausging, traf sie auf die Erfahrungen der andern – und umgekehrt.

„Eigentlich“, so heisst es im Vorwort zum „Roten Haus“, „wollte ich Frauen befragen, die, vor ihrem Altwerden, eine Weile stillstehen und sich überlegen, wie es weitergehe. Vielleicht schauen sie zurück, wie das Leben für sie bis jetzt verlaufen war. Vielleicht sehen sie auf einmal in den Jahren, die übrigbleiben, eine Möglichkeit für etwas, das sie bisher nie verwirklichen konnten.“ Laure Wyss hat es im Schreiben eigener Texte gesehen, denen – das verhehlte sie nicht – durchaus auch eine gewisse therapeutische Funktion innewohnte. *„Ich schreibe für mich“*, lässt sie ihre

Lisa einmal sagen. *„Du musst über deinen Schmerz schreiben..., dann wirst du frei“*, bekommt Lisa von Martha zu hören. Einzig Kristina verweigert sich den Worten und verlegt sich aufs Tun, und wenn es sich dabei nur ums Gärtnern und Kochen handelt. In jeder der drei Frauen steckt ein Stück von Laure Wyss, auch in Kristina, wie ich nun aus Barbara Kopp's Biographie erfahren habe.

Dass Laure Wyss lange brauchte, um zu dieser persönlichen Art des Schreibens vorzustossen, hatte zum einen sicher mit ihrem Wesen und dem Bedürfnis nach Schutz ihres nicht ganz unproblematischen Privatlebens zu tun, zum andern aber auch mit den gesellschaftspolitischen Umständen, die sie prägten. In den siebziger Jahren, als die Journalistin Laure Wyss ihre grosse Zeit hatte, waren politisches Engagement und dokumentarisches Schreiben angesagt. Das kam Laure Wyss bei ihrer redaktionellen Arbeit zuerst für den „Tages-Anzeiger“, später fürs „Magazin“, aber auch bei der Abfassung ihrer 1976 erschienenen „Frauen-Protokollen“ sehr entgegen. Schon in den sechziger Jahren, als sie die wöchentliche Frauenbeilage für verschieden Tageszeitungen betreute, und später, als sie beim Schweizer Fernsehen das „Magazin für die Frau“ präsentierte, galt ihr gesellschaftliche Relevanz als oberstes Prinzip. Laure Wyss wollte etwas bewirken. Dass ihr Einsatz für andere stets von eigener Erfahrung getragen war, ohne dass sie dies ausdrücklich deklariert hätte, machte die besondere Qualität ihrer journalistischen Arbeit aus.

Diesem Prinzip ist Laure Wyss auch treu geblieben, als gesellschaftspolitisches Engagement und anwaltschaftlicher Journalismus langsam aus der Mode kamen. *„Wann brach die Ohnmacht aus und wurde einsehbar? Für die wenigen, die verpassten, sich anzupassen?“*, heisst es in einem von Marthas Albumblättern aus dem Band „Das rote Haus“. Der Text trägt den Titel „Der Korridor“, und dass dieser sich im Redaktionsgebäude des „Tages-Anzeigers“ befand, war jedermann klar, der sich in der Zürcher Medienszene auch nur ein bisschen auskannte.

Ja, Laure Wyss war eine Unangepasste, da hat Barbara Kopp völlig recht, wenn sie ihrer Biographie diesen Titel gegeben hat. Sie war es in ihrer Lebensführung, und sie war es als Berufsfrau. Sie hat sich als Frau das Recht auf Selbstbestimmung herausgenommen, als die meisten ihrer Geschlechtsgenossinnen sich noch mit der Rolle als Mutter und Hausfrau zufrieden gaben. Sie hat ihren Beruf in der Überzeugung ausgeübt, dass es zwischen Privatem und Politischem keine klare Trennlinie gebe, lange bevor sich die 68er diese Forderung auf ihre Fahne

geschrieben hatten. Und sie hat vorgelebt, was Altersradikalität bedeutet, noch ehe die öffentliche Diskussion um die „neuen Alten“ auch nur lanciert worden war. Laure Wyss war eben doch eine Pionierin, auch wenn sie das Wort nicht gerne hörte. Dass sie es nicht nur theoretisch war, sondern mit dem ganzen Gewicht ihres gelebten Lebens, macht ihre besondere Leistung aus. Dafür danken wir ihr. Und dafür wollen wir sie heute ehren.